

Bunte Zeitung.

König Humbert. Aus der Zeit der letzten in Monza veranstalteten Jagden erzählen italienische Blätter folgendes für den Charakter König Humberts höchst beachtenswerte Geschichtchen. Der König sitzt in der Umgegend von Monza ganz allein zu Pferde, nur von seinem Hunde begleitet. Einem dieser Jagdausflüge bemerkte der König einen Hahn, legt an und schießt. Aber in demselben Augenblicke erwidert auch von der anderen Seite ein Schuß. Als der König der Stelle zuerast, an welcher das Wild im Feuer verendet war, fand er einen einfachen Bauer, der, die noch rauchende Flinten am Arm, die Rechte des Monarchen, den er in seinem einfachen Jagdanzug nicht kannte, auf das erlegte Thier beirath. Zwischen den beiden Jägern kam es zu einer lebhaften Auseinandersetzung, die damit endete, daß der König als Sieger mit dem Hahn als Beute abging. Am Jagdschloß angelangt, überzog er das Wild der Dienerschaft zur Zubereitung für das Abenddiner, wobei er neugierig der Manipulation des Abziehens zusah. Dabei kamen die Wespennest zum Vorschein, welche das Thier erlegt hatten, und der fürsichtige Jäger sah, daß nicht seine Munition den Hahn getödtet, daß also der Bauer der glückliche Schütze gewesen sein müsse, dem nach italienischem Recht die Beute geböre. Ohne Zerknirschung ließ der König nach der von dem Wespennest beschriebenen Art der ganzen Umgegend auf den Bauer untersuchen und es wußte auch nicht lange, daß die Beute mit dem Gesuchten vor dem Monarchen erschienen. Dieser ging auf den bäuerlichen Jagdcollegen zu, reichte ihm beide Hände hin und sagte: „Mein lieber Freund, ich habe erst jetzt mein Unrecht eingesehen, da aber der Hahn bereits getödtet ist und nur noch seiner Bereiter hart, so bitte ich Sie, ihn mit uns zu vertheilen.“ Der biedere Landmann ließ sich in höchster Bereitwilligkeit sehr mechanisch zu Willen führen, an welchem schon alle Mitglieder der kaiserlichen Familie Theil genommen hatten.

Ein historisches Pferd. Kürzlich wurde in Museum der Offiziers-Kavallerie-Schule in Petersburg das Skelett eines Pferdes aufgestellt, das ein Geschichtliches hat. Dieses Pferd hieß „Saman Balcha“ war ein schönes weißer arabischer Hengst und gehörte dem Reichthümer Wlemas, Oman Balcha, dessen Namen es später erbt. Am 2. Nov. 1877 war dieses Pferd Theilnehmer an der Kapitulation Wlemas: Oman Balcha tritt auf dem weissen arabischen Hengst an der Stellung ab und gab über dessen schönen weißen Kopf hinweg seinen Degen ab. Seit diesem Tage war das Pferd historisch genannt. Der damalige Oberkommandirende, Großfürst Nikolai Mikolajewitsch, schenkte das Pferd der Kavallerie-Schule in St. Petersburg und hier erhielt es den Namen „Oman Balcha“. Der „Oman Balcha“ zeichnete sich durch einen sehr strengen Charakter aus, er gehörte nur dem Unteroffizier, der ihn pflegte, war ein produktiver Springer und diente über 14 Jahre in der Kavallerie-Schule mit leiserer Ausdauer. Erst im laufenden Jahre wurde er schwach und bequamt und meagerte sich, selbst Fournagearbeiten zu leisten. Seine Kräfte nahmen rasch ab und am 21. Juni 1891 fiel er. Sein Skelett wird wie gewaltig, im Museum der Offiziers-Kavallerie-Schule aufbewahrt werden.

Vom Summe berühmter beizener Professoren theilt die Ztg. Folgendes mit. Wenn der Chemiker Geh. Rath Dr. W. v. Doimann, ein nachgewiesener, daß der Diamant aus Kohle besteht, einen winzigen kleinen Splitter beibringt, so schiebt er an den Glasballon die Hand zu halten, da es, wie er hinausruft, ihm nicht alle Tage vergönnt sei, sich an einem Diamantfeuer zu wärmen. Und wie Homer von einer schaumgeborenen Aphrodite spricht, so nennt Doimann die bei der Verbrennung entstehende Kohlenäure die „Diamantgeborene“. W. v. Doimann sprach eines Tages von dem Bau der Leber und meinte dabei, daß ihm regelmäßig eine Gewebshülle genannt werde, die in der Leber vorhanden sein solle. „Ich gebe Ihnen aber 2 Mark“, wie W. v. Doimann mit erhöhter Stimme, wenn Sie mir das Gewebe nachnehmen wollen.“ Als sich bei diesem Ausrufen schallendes Gelächter erhob, sagte er trocken hinzu: „Waden Sie nicht, 3 Mark sind für mich eine große Summe!“ Bezeichnend ist, wie der Gelehrte parlamentarische Redefertigkeiten in den Hörsaal verpflanzt. Wenn er sein Kolleg ausfallen läßt, so spricht er von „verlagten“, und nach den Beleidigungen will er keine Zuhörer „wieder einberufen“. Als er jüngst bei einer Verpflanzung durch das übliche Scharen empfangen wurde, wendete er sich an die „Herren von der rechten Seite“ mit dem Ersuchen, jene Begrüßung einzustellen. Das Scharen erinnert übrigens an einen Zwischenfall aus den Vorlesungen des Romanisten Prof. Zoller, des vorjährigen Rektors. Es war an einem Wintertage im großen Auditorium Nr. 6. Die Zuhörer waren mit irgend etwas unzufrieden, ich glaube mit den Störungen, welche die Nachzügler verursachen. So wiederholte sich von Zeit zu Zeit das heftige Scharen. Prof. Zoller mußte wohl annehmen, daß die Bezeichnung des Mitsprechers ihm selber gelte und fragte ganz ruhig und trocken: „Ich

weiß gar nicht, warum sich die Herren so viel Bewegung machen, ist Ihnen denn so kalt an den Füßen?“ In jener Stunde schärrte niemand mehr. Prof. v. Doimann erwidert in jedem Semester von folgender Examenfrage eines alten Generalarztes: „Was würden Sie thun, wenn Sie auf das Schlachtfeld gerufen und Ihnen gesagt würde, das Pferd des Majors wäre gestürzt und hätte sich das Schädelknochen gebrochen?“ Der Examinator habe alle möglichen Verbände und Heilmittel als unzulänglich abgelehnt und nur die Antwort hören wollen: „Ich würde das Pferd für eine hohe Summe an ein großes Museum verkaufen, denn sonst gibt es — keine Heilmittel — keine Schädelknochen.“ Prof. v. Doimann erwidert bei der Accommodation der Augen die Thatsache zu betonen, daß es unmöglich sei, beide Augen verschoben zu bewegen. Nur ein Thier hat die Fähigkeit, gleichzeitig nach mehreren Seiten zu blicken, das ist der Hais. Deswegen wird auch von „Haissehenbild“ gesprochen. Allerdings bezieht auch eine Kategorie von Menschen diesen Blick, ich meine die — Frömmen, die das eine Auge auf die Erde richten und mit dem andern nach dem Himmel schauen! — Geh. Rath v. Doimann nahm — es war in der letzten Stunde eines Semesters — bei Vorstellung eines Patienten die Gelegenheit wahr, hinsichtlich der Ernährungfrage besonders auf Alkoholika die Rede zu lenken. Auf einen Wirt erwich nach der Demonstration ein Wäcker mit einem Strome von 6 Champagnerflaschen, die dem Geh. Rathe von einer Firma zur Prüfung überlassen waren. Der Professor wollte die bis zum Semesterschluss ausstehenden heftigen Studenten belohnen. Auf diese Weise jeder ein gefülltes Glas in der Hand, unter dem Rufe „Wohl! Herr Geheimrath“, „Prost, Herr Kollege“ wurde der Wein gerührt und für ein erklärt, wenigstens für — Gesunde.

Präsident: Also erzählen Sie den Herren Geschworenen einmal den Hergang. — Zeuge: Also ich habe schon jenseitlich bei Hoppolten und drinke 'n Dropfen. Mit einmal kommt einer, ohne der ich merke, hinterdrein uf mir zu, un haut mit mit 'n Seidel 'n Loch in'n Kopp, so irrob wie'n Dolter — un bei siel mir u!

Umfischer. Er (während des Essens): „Liebes Weibchen, ich vermuthet, daß in deinem Kochbuch Druckschreibler find!“

Wissenschaft. Kanak. Literatur.

Im Naturforschenden Verein in Brünn legte Prof. Makowski einen sehr merkwürdigen Fund aus der Vorhistorischen Zeit vor, welcher bei dem Kanakal in der Franz-Josephsgrube in Brünn von demselben aus dem Höhl der Diluvial-Periode jüngstutage gefördert wurde. Direkt auf Ziegel aufstehend, von völlig gleichförmigen, ungelöstem Vögeln, fanden sich in einer Tiefe von 4 1/2 m unter der Oberfläche Stößähne und Knochen von Mammuth, Reste von Knochen-Rathorn und bearbeitetes Steinwerkzeug, zugleich mit einem gut erhaltenen menschlichen Schädel. Letzterer zeigt hochentwickelten Charakter — Vorder-5-fache niedrige Stirn, stark entwickelte Augenbrauenwülste und Hinterhauptskamm — kurz, alle Anzeichen einer niedrigen Bildung, die an die rohesten Schädel der Australialer (Meaders-Schädel) erinnert. In der nächsten Umgebung des Schädels fanden sich mehr als 600 bis 2 1/2 cm lange Stücke einer fossilen Schneide (Dentalium), zwei größere, in der Mitte durchlöcher, kreisförmige Schelien aus Kalkmergel, ferner 14 Stück kreisförmige Knochen Schelien von 3-6 cm Durchmesser, aus Mammuth-Schloßhorn, Zähnen und Rippen des Rathorns und aus Stein geschliffen, theilweise centrich durchbohrt und am Rande mit feinen Einschnitten versehen. Der bemerkenswerthe Fund ist ein etwa 22 cm langes Holz, eine aus Mammuth-Schloßhorn geschichtene menschliche Figur ohne Füße, mit Armen, von denen bloß einer vorgefunden wurde. Die ganze Figur ist der Länge nach durchbohrt, genau entprechend der Axe des Mammuthzahnes. Es ist zweifellos, daß diese Artefakte nur aus frischen Zähnen und Knochen hergestellt wurden. Dieser Umstand wie die Zusammenverhältnisse sind ein unüberwindlicher Beweis von der schon früher behaupteten Anwesenheit des Menschen zur Mammuthzeit in der Gegend von Brünn. Es wird ausdrücklich bemerkt, daß weder von einem Grabe noch von einer später erfolgten Einbettung dieser Objekte im Vög, die bisher in Oesterreich ohne Beispiel datirten, die Rede sein kann.

Wildverfälschungen in siemlichem Umfange sind von der Wolsch in Oberburg aufgedeckt worden. Ein sonst ausgehene Bergolder hatte seit geraumer Zeit sich gemerksam mit Fälschungen angeblicher Wittels beschäftigt. Die meisten dieser Fälschungen des Wolsch genannten Bergolder sind von demnächstigen Personen der Umgegend erworben worden, doch sollen auch mehrere nach England in den Handel gekommen sein.

Das Schönheitsbuch. Ein Buch für jede Frau von Theresia S. Dean. Frankfurt a. M., C. Koeniger's Verlag. Preis 2 M.

[19]

Unterhaltungsblatt der Gaale-Zeitung.

Nr. 304. Halle a. d. S., Dienstag den 29. Dezember 1891.

Aus Nacht zum Licht.

Roman in zwei Bänden von Ludw. Fabich.

„Ginge ich aber auch von hier aus in eine Fabrik, wo ich Tausende von Arbeitern zu beschäften hätte, bedürfte ich dringender Kräfte, so würde ich doch keinen nehmen, der um meinetwillen meinen Vater im Stich gelassen hätte; denn, was auch zwischen uns vorgefallen sein mag, er ist und bleibt mein Vater. Nur mir nicht die Schmach an und laßt es in der Stadt heißen, ich habe meinem Vater aus niedriger Rache die Arbeiter aufgewiegelt. Dint es euch selbst nicht zu Leide, eure Pläne, wo ihr ehrentreue Arbeit habt, zu verlassen. Wenn ich auch je etwas gewolten habe, so müßt ihr mir die einzige und letzte Bitte erfüllen, nichts Feindliches gegen meinen Vater zu unternehmen.“

In dieser Weise redete Ernst noch lange zu den Leuten, und endlich gelang es ihm, sie seinen Willen geneigt zu machen; sie gaben ihm sämtlich das Wort, in der Fabrik zu bleiben, obwohl mancher dabei heimlich den Vorbehalt machte, daß dies nur für den Augenblick bindend sei und es ihn nicht hindere, bei nächster Gelegenheit sich nach vorpergegangener Aemigung anderwärts Arbeit zu suchen.

Ernst reichte jedem der Anwesenden die Hand, und es flossen heiße und aufrichtige Thränen, als er sich nun von ihnen verabschiedete hatte und als einer der Letzten das Stündliche Lokal verließ.

Er schlug den Weg nach der in einiger Entfernung von der Fabrik von schönen Gartenanlagen umgeben gelegenen Villa des Kommerzienraths ein. Zum letzten male schloß er unter dem väterlichen Dache; früh am andern Morgen brach er auf, um mit seinen Habseligkeiten nach der Stadt zu fahren, wo er sich vorläufig eine bescheidene möblirte Wohnung gemiethet hatte.

So früh es noch am Tage war, sah ihn der Kommerzienrath doch, der, hinter den dichten Vorhängen verborgen, am Fenster seines Schlafzimmers stand und noch tiefer zurücktrat, als der Blick seines Sohnes dorthin emporsah.

„Sonderbarer Schwärmer!“ jagte er mit einem Anfluge von Mürhung, der sich wiederholte, als er später beim Frühstück den leeren Nag gewährte, den sein ältester Sohn bisher ihm gegenüber eingenommen hatte. Die weiche Stimmung schwand jedoch bald wieder, als nun Fritz eintrat und von den Vorfällen des gestrigen Abends Bericht erstattete, den er in seinem Sinne zu fassen verstand. Danach hatte es nicht an Ernst gelegen, wenn heute noch Wehfüße in der Fabrik klapperten, sondern der allgemeine Streik war schließlich an der Uneinigkeit der Arbeiter gescheitert.

„Der ungerathene Dube!“ murmelte der Kommerzienrath, „und diese frechen Gesellen! Ich hätte Lust, ein Cempel zu statuiren und alle zu entlassen.“

„Ich auch, Papa,“ nickte Fritz, „wir haben aber jetzt starke Aufträge und ganz feste Kontrakte für die Lieferungszeit; es wäre ein ungeheurer Schaden für uns, wenn wir sie nicht inne halten könnten; wir müssen deshalb gute Wiene machen und warten, — der Tag der Bezahlung wird schon kommen.“

VI.

Der Vormittag war schon ziemlich weit vorgerückt, als Olga Wunder sich endlich aus den seidenen Klissen ihres Himmelbettes erhob, in dem sie schon eine ganze Weile wachend gelegen und sich die Ereignisse des gestrigen Zauberesfestes im Welschbüschel Hause wieder ins Gedächtniß gerufen hatte, selbstverständlich in erster Linie, soweit dieselben ihre Person betrafen.

Die Erinnerungen waren durchweg freundiger Natur: es war ihr wieder von allen Seiten gelübt worden und besonders hatte sich ein adtiger Regierungsrath, der auch ihr Tischherr gewesen war, dergestalt um ihre Gunst beworben und sich so angelegentlich nach dem Zeitpunkt der Rückkehr

ihres Vaters erkundigt, daß ihr kein Zweifel bleiben konnte, er wolle dieselbe nur abwarten, um Olga dann bei ihm um ihre Hand anzuhelfen.

„Frau von Rübiger, kint nicht übel,“ sagte sie, sich wöhlig dehnd, „indef, ich weiß doch nicht, was noch schöner wäre, und nun sah sie sffzinger, den berühmten Schauspielers, vor sich, der nur für sie Augen gehabt und ihr einmal über das andere erklärt hatte, sie besitze das Zeug für die glänzendste Schauspielerin. Lediglich um irewillen hatte er sich herbeigekümpert, nach Triße, während der Tanz wieder in vollem Gange war, mit einigen Auserwählten von einem kleinen erlelenen Kreise im Blumenzimmer der Frau Wendiger Sprichwörter aufzuführen, bei denen er stets die männliche Hauptrolle übernommen hatte, während Olga die weiblichen zugefallen waren, und sie hatte durch ihre Begabung alle zur Bewunderung hingezogen.“

„Ob ich es nicht beim Vater durchsetzen könnte, daß er mich zur Bühne gehen läßt,“ dachte sie, während sie aus dem Bette schlüpfte, in die vor ihrem Lager stehenden rathsammetnen gelbgestickten Pantoffeln fuhr und nach ihrer Zofe klangelte. „Er gestattete doch Albert, drei Rünste zu treiben, ohne daß er es in einer zu etwas Rechtem bringen wird, warum sollte er es mir verwehren, mich einer hinzugeben, in welcher ich — das fühle ich — etwas Außerordentliches leisten werde.“

Mit Hilfe des inzwischen eingetretenen Mädchens machte Olga ihre erste Morgentoilette, die, wie alles, was die junge Dame umgab, luxuriös und ein wenig phantastisch war. Ein Vortheil von welchem, gelblich weißer Faßsimir mit rothem gesteppten Atlas, an den Ferkeln aufgeschlagen und am Halse, vorn herunter wie schürzenartig befestigt, flog in weichen Falten an ihrer hohen, königlichen Gestalt herab, das rötlichbraune Haar war unter einem mit rothen Atlasbesleierten verzierten Goldnetz verborgen.

Nachdem ihr Anzug beendet, verließ sie das Schlafgemach, um in dem anstößenden Wohnzimmer, wo der Frühstückstisch für sie bereits gedeckt stand, die Ghesolade einzunehmen, die ihr die Dienerschaft auf silbernem Präsentirtisch in feinstem chinesischen Porzellan darbot. Während sie daran nippte, stützte sie zugleich einen großen weiß und gelben Papagei, der ihr auf die Schulter geflogen war, mit Bismut und warf nachlässig die Frage hin: „Mein Bruder schläft wohl noch?“

„Doch nicht, gnädiges Fräulein, der junge Herr ist bereits ausgegangen,“ antwortete das Mädchen.

„Dat ihn eine Dichtung oder eine Komposition so zeitig aus den Federn getrieben,“ jagte Olga leise, während ihre rothen schon geschwungenen Lippen sich zu einem süßlichen Lächeln krümelten; laut fügte sie hinzu: „Sind Briefe gekommen?“

„Als ich beim Portier nachfragte, war noch keiner da, wohl aber sagte er mir, es seien schon ein paar mal Herren dagewesen, die sich erkundigt hätten, ob der Herr noch nicht wieder da sei.“

„Was geht das mich an?“ erwiderte Olga, ungeduldig die Achsel zuckend. „Man kann doch unmöglich erwarten, daß ich etwas von den Geschäftsangelegenheiten meines Vaters weiß.“

Sie stand dem Tische auf und trat ans Fenster, von wo aus sie den Blick auf die sich verthlich färbenden Bäume des Tiergartens hatte, denn die Villa des Bankier Wunder lag in der Tiergartenstraße unweit der Johanneisenstraße, und Olga hatte in der ersten Etage zwei Wohnzimmer und ein Schlafzimmer zu ihrem eigenen Gebrauche, die mit dem ausgedehnten Anwesen eigenhändig waren, denn Clara und Inus waren das Lebensentgelt des schon jungen Mädchens, sie beraufschte sich förmlich daran. In ihrem Schlafzimmer waren die Tapeten von lichten Blau, wie auch die seidenen spitzenbelegten Vorhänge der Fenster und des Bettes, sowie die

Gür die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.



Draperie des Spiegels und des Toiletentisches, auf welchem die Gerätschaften von Silber, Kristall und Eisen in die Höhe der durch die Spiegelflächen fallenden Sonne funkelten. In den beiden anderen Zimmern, in welchen die Lieblingsfarben der jungen Dame, ein lattes, leuchtendes Rot und Weiß vorherrschten, waren Divans, Sessel, Kausen, Stühle und Stühlen von den verschiedensten Größen und Formen, theils gänzlich gepolstert, theils aus vergoldetem Holz und im reizendsten Durcheinander mit kleinen und größeren Tischen von Boule und von anderem kostbarem Material aufgestellt. Die Mitte des einen Zimmers ward von einem vortrefflichen Flügel eingenommen, der gefüllte Bücherregale enthielt vorzugsweise die dramatischen Werke aller Kulturvölker Europas, an den Wänden hingen neben vorzüglich Kupferstichen nach Raphael und Correggio englische Stiche, welche Szenen aus den Meisterwerken Schafers darstellten, neben den Marmorbüsten Goethes, Lessings und Schillers sah man auf einem von Vorberäumen umgebenen Postament eine Statuette der Rachel. Albums mit den Photographien berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen bedekten Tische und Etageren, ja man sah sie sogar wie zufällig auf den schwellenden Teppichen liegen, welche den Fußboden verpflasterten.

Olgas nahm ein Album zur Hand und vertiefte sich in die Betrachtung einer Kabinetsphotographie, welche Sffinger als Hamlet darstellte; er hatte sie vor kurzem mit einer Widmung gekauft.

„Könnte ich deine Ophelia sein?“ flüsterte sie, „doch nein, Julia, Märchen, Gretchen sind wohl noch geeigneter Rollen für mich, wenn ich mich nicht besser irgend dem hochtragischen Sage zuwenden.“

Ein leichtes Klopfen unterbrach sie in ihrem Selbstgespräch. Die Thür wurde leise geöffnet und ein mit einem Hemdtrandhut mit langer Feder bedeckter Mädchenskopf schob sich durch den Spalt.

„Darf ich eintreten, Olga?“ fragte eine etwas gezeierte Stimme; „dein Mädchen wollte mich anreden, aber ich floh ihr voraus.“

„Nur herein, Thessa.“ lächelte Olga, „wenn ich's auch wollte, du läßt dich ja doch nicht abweisen; verzeihe, daß du mich noch im Morgenkleid findeh.“

Das dich umfließt wie das Gewand einer Königin, verzeigte die junge Dame, die in ein elegantes Promenadenkostüm von korallenblauer Seide gekleidet, nun vollends ins Zimmer hüpfte. „Verzeihe mir, daß ich dich so früh überfalle,“ fuhr sie leicht mit der Zunge ausweichend, fort und reichte sich, um zu Olga emporzuhängen, welche die kleine zierliche Blondine um Haupteslänge überragte.

„Ich bewundere deine Virtuosität im Frischaufstecken“, verzeigte Olga, indem sie dem Gaste einen Sitz bot und selbst Platz nahm.

Thessa Drummer, die Tochter eines ebenfalls in der Thiergartenstraße wohnenden berühmten Arztes, lachte, daß ihre kleinen, spitzen Zähne sichtbar wurden. „Es ist 11 Uhr, das, und in unserem Hause giebt's frühe Stunden, meines Vaters Sprechstunde beginnt um acht. Ich wäre schon gern früher gekommen, um mit dir zu plaudern, aber ich wagte es nicht.“

„Du hättest dich alsdann zu mir vors Bett setzen müssen“ scherzte Olga.

Nun, da wir Nachbarleute sind, hätte sich das wohl auch geschickt; ich konnte die Zeit gar nicht erwarten, zu hören, wie dir das Fest bekommen ist, und was du zu allem Jagst, was sich dabei zutragen hat. Schon gehen nach Tisch ich dich mich nach dir, um aber du warst wie verkommen.“

„Ich war mit Sffinger, Fräulein Renard, den beiden Knobelbrot's; wir gingen an dem einen anderen in Frau Wendischer's Zimmernummer; wir führten dort Sprichwörter an.“

„Zu solchen erhellten Genüssen wird man freilich nicht zugelassen“, verzeigte Thessa, das aufgeschüttelte Mädchen noch leiser aufweisend. „Dein Bruder war natürlich auch dabei, ich vermute ihn ebenfalls.“

„Ahabst du das wirklich? Das ist eigentlich zu viel Ehre für ihn. Mein Albert war nicht dabei.“

„Aber wo war er denn?“

„Das weiß ich wirklich nicht“, erwiderte Olga, von dem Fortgehen der Freundin beunruhigt; „ich habe ihn gestern wenig gesehen und heute noch gar nicht, wir gehen einander nicht.“

„Aber eine ganze Villa zugehört, nicht, der kann dem andern leicht aus dem Wege gehen“, bemerkte Thessa, indem sie sich nicht ohne einen Anflug von Neid in Olga's glänzenden Räumen umtrieb. „Hätte ich freilich einen Bruder wie der Deinige!“

„So würdest du eben so wenig blind für ihn sein, wie ich es bin“, entgegnete Olga.

„Als ob du nicht ebenfalls für Kunst und Poesie schwärmtest“, verzeigte Thessa, „aber warum ich eigentlich gekommen bin, was jagst du mir zu der neuen Verlobung?“

„Du meinst Hermine Wendischer und Ernst Hellmuth?“

„Freilich; die Sache war ja offenes Geheimnis. Wie kann man sich nur für einen so nickernen, prosaischen Menschen, wie diesen Ernst Hellmuth, begeistern?“

„Gleich und gleich gesellt sich gern“, antwortete Olga mit einer so vollendeten Komik, daß Thessa in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Du urtheilst scharf über Hermine“, sagte sie.

„Durchaus nicht. Sie wird gewiß eine vortreffliche Fabrikantenfrau werden und mit ihrem Ernst zusammen Volkstüchlein für die Arbeiter und Bedarfsartikeln für deren Kinder einrichten, was aber Kunst und Literatur anbetrifft, so ist sie damit nur weitläufig durch Mutter und Schwester verwandt.“

„Spötterin!“ drohte Thessa. „Man sagte doch, der Maler Häbler bewerbe sich um sie.“

„Das kann ja wohl möglich sein“, erwiderte Olga kühl; „alle Welt hat auch von der zweiten Tochter der Frau Wendischer erwartet, daß sie nur einem berühmten Künstler ihr Herz schenken werde.“

„Ander's schied es sich auch für ein Mädchen unseres Kreises nicht“, fiel Thessa eifrig ein, „entweder ein ablicher Offizier oder ein berühmter Künstler.“

„Einem Grafen würdest du doch vor allen den Vorzug geben“, neckte Olga ein wenig.

(Fortf. folgt.)

Wie der Stenografist Feldner seinen Schwiegervater kennen lernte.

Summexote von C. C. (Schluß.)

III.

Die Dunkelheit war hereingebrochen, eine stürmische Nacht begann. Der Regen goß in Strömen hernab, als gäbe es einen Hochdruck. Der Wind heulte und pfliff um alle Ecken und durch alle Gassen. Die Bäume ächzten und kämpften mit dem ungestümen Sturm.

Der Regen, welcher föhrlanmächtig 1/11 Uhr auf der Station W... fallen sollte, hatte sich fort um eine Stunde verspätet, ein einziger Nebelstreifen entließ dem Coupé — es war Feldner. Das Märlein von der Verpätung des Zuges hatte sich, wenn auch in anderem Sinne, bewahrheitet.

Wärmlich gab er eintrittlichen seinen Koffer auf der Station ab und wanderte dem nahen Dorfe zu, um im Götthaus ein Nachtlager zu finden.

Eben hatte er das Dorf erreicht und wanderte am Zaun eines Gartens entlang, da bog ihm ein heftiger Windstoß den Regensturz um.

Am Au sah sich Feldner seines großstädtischen Cylinbers be-

trauft, der, wie er vermuthete — denn viel sehen konnte man nicht — über den Zaun hinweg auf den nächsten Baum geblieben war.

Feldner war in einer grimmigen Laune, der Regen goß noch herab; sein Schirm war zertrübt, und die Kopfbedeckung hing wahrscheinlich drüber auf einem Baume.

Mit einem heftigen Fluche auf den Lippen schwang er sich kurz entschlossen über den Zaun, um wenigstens seinen Cylinder zu retten.

Aber der Arme sollte im Garten nichts weniger als freundlich empfangen werden.

Kaum hatte er den fremden Boden betreten, als ein hübscher Hund mit grimmigen Bellen herbeizuspringen kam — es war Leo, der Wächter des Gartens.

Schon fühlte Feldner seinen Kopf von den Zähnen des wüthenden Thieres gepackt, es war die höchste Zeit, einen schützenden Ort zu erreichen, und in seiner Angst erklimm Feldner mit nie gekannter Gewandtheit den nächsten Baum.

Doch Leo, das treue Thier, hatte nicht die mindeste Lust, seine

Bente fahren zu lassen und hielt fest. Keiner hätte nachgegeben, denn es nicht fählich das Tuch des Rockes gehen hätte, und Feldner ist gerecht, wenn auch mit Verlust eines Hockschönes, auf dem Baume, während unten Leo wüthend in die Nacht hinausstellte.

Doch sei es, daß der rauchende Sturm die Stimme des Thieres überhöre, sei es, daß er dielele nicht nach dem Wohnhause zu, sondern ins freie Feld hinausstrug — die Bewohner des Hauses merkten nichts, es blieb alles still.

Endlich beruhigte sich auch Leo, als ob er das Ruhlose seines Besizers einlebe, und laurerte sich machsam am Stamme des Baumes nieder.

Feldner, der es sich mittlerweile auf seinen unfeindlichen Außenposten so bequem als möglich gemacht hatte, verachtete Umstöße zu halten und wollte, um sich aus der fatalen Lage zu befreien, eben die Bewohner des Hauses alarmiren; da bemerkte er Licht in der Giebelstube: eine Geheiß bewegte sich jetzt dem Fenster zu und schaute hinaus in die stürmische Natur.

„Auf Himmel!“ So läute es auf einmal von den Lippen des einen Gefangenen. „Was das noch! Eile! Waghastia, sie ist es.“

Und nun wurde ihm fürchterlich klar, in wessen Garten ihn der Zufall zwang, die Hausbewohner zu alarmiren, gab Feldner jetzt sofort auf, er befand sich in einer zu erbärmlichen Lage.

Auf jeden Fall mußte er unbenutzt aus dem Garten zu entkommen suchen. Aber wie? Das war ihm noch völlig unklar. Doch der unglückliche Wüthling war entschlossen, auf einen tüchtigen Fluch: vielleicht gelang eine plötzliche unternommene Flucht.

Doch auf jeden Fall mußte Feldner — das jagte er sich — warten, bis es ein wenig heller geworden. So machte er sich denn, so gut es eben ging, bereit, einige Stunden auf dem Baum zu kampiren.

Nach eine geraume Weile sah Feldner das liebe Bild am Fenster. Eile schien ihm verwendet und abgehört: Der Mann auf dem Baume machte sich die bittersten Bemerkungen.

Jetzt verschwand die Wächergestalt. Bald darauf wurde es dunkel im Zimmer. Eile schien das Lager aufzuhören zu haben, um Ruhe zu finden, vielleicht eine vergebliche Mühe.

Es mochte gegen 1/2 1 Uhr sein.

IV.

So sah denn unter Held auf dem Apfelbaume seines Schwiegervaters den nach dem hellen Anstrich Leo und dachte über die Folgen seines Verhältnisses nach.

Der Frost der feuchten Herbstnacht durchschüttelte seine Glieder. Zum Glück ließ wenigstens der Regen nach, wenn auch der Sturm noch einige Zeit weiter tobte.

Da endlich, nach langem, langem Gärren — dem Gefangenen wurden die Stunden zur Ewigkeit — dümmerte es im Ofen, und Feldner mußte jetzt daran denken, seinen Kerkermeister zu entrichten.

Im Zimmerlicht gewahrte Feldner, wie berangirt sein Neuferees war, sein neuer Anzug war über und über mit grünen Flecken bedeckt und hatte durch den anhaltenden Regen die platte, modische Rücken verlor. Der eine Rockschößel lag unten neben dem heimgelassenen Wächter als corpus delicti oder auch als Siegesgestalt.

Und der Hut? Ja der hing in den Zweigen des Nachbarbaumes — unrettbar für seinen Besizer.

Jetzt schied das Thier ein wenig eingeschlämmt zu sein. „Defen gänzligen Augenblick durfte Feldner nicht außer Acht lassen, und leile, ganz leile begann er den Niedersag. Aber schon das erste Knacken eines kleinen Zweiges reichte hin, Leo wieder auf die Beine zu bringen. Er schüttelte ausf Neue sein Wüthgeheul an, welches, da der Wind nachgelassen hatte, die Hausbewohner entschließen werden mußte, zumal eben die Sonne am Horizonte emporzutage und die ländlichen Schäfer den Armen des Nordens entrang.

Jetzt geht es rasch zu handeln: ein mächtiger Sprung vom Baume, und Feldner befand sich auf dem Erdboden, nur wenige Schritte vom Zaune entfernt. Aber ehe er denelben erreichte, hatte ihn auch Leo schon gefesselt, und der arme Feldner befand sich in einer verhängnisvollen Lage. Das große, harte Thier war ein grimmiger Wogner.

„Zurud Leo! Zurud!“ donnerte in diesem Augenblick eine laute Bestimmung. „Zurud, sag ich! Der Bürsche soll einen Anderen zum Richter haben!“

Das kluge Thier gehorchte, wenn auch mit Widerwillen und Knurren dem Rufe seines Herrn, des Defonomen Vertbold, denn dieser war der Herbeigekommene. Er pflegte in der Regel mit Sommeranfang das Lager zu verlassen und war heute, durch den Sturm im Garten hinstig gemacht, dortin geblieben.

„Und Sie, mein lauberes Büschchen — hierbei unknammerte er mit eiserner Faust den Arm des ausf überferte verdrückten Feldner — Ihnen folgen meine schönen Knecht noch theurer zu stehen kommen. Folgen Sie einwilligen in mein Haus, bis ich Polizei requirirt habe.“

Vergeblich verächtete Feldner, daß hier ein grausamer Irrthum obwaltete, er sei — doch hier erforderte ihm die Worte auf den Lippen.

Der Defonome hatte auch nicht Auf, lange Neben anzuhören. Er zog den reisirirt sich füngenden Entbrecher nach sich in sein Haus.

In der That auch machte der Arme einen verächtigen, stolzenhaften Eindruck. Denn so der Sturm und Regen nicht gründlich genug in ihrem Bestirungswerke gewesen waren, da hatten Leo's Zähne nachgeholfen.

Der Vertbold schritt mit seinem Opfer zum zweiten Stock hinaus; dort war ein Zuchtverrück ausgeholfen — so falkultire weitglänzte Herr Vertbold.

Eben waren die beiden auf der obersten Stufe der Treppe angelangt, als sich eine Thür öffnete, und — heraus trat wandelnd und mit verächtlichem Blicke Eile, die Tochter des Defonomen. Die Arme hatte eine unruhige Nacht gehabt und am Morgen den Lärm im Garten sofort gehört. Ein Blick zum Fenster hinaus, und sie hatte mit dem Schatzbild der Diebe sofort den Geliebten erkannt, sofort auch überfucht, welche unwillkürliche Rolle er hier spielte.

Sie wollte, sie wußte den Vater auf der Stelle alles beichten, darum war sie wußte von einer fremden Macht getrieben aus dem Zimmer getreten.

„Arthur, o Arthur!“ Nur dieses Wort brachte sie über ihre Lippen, denn nach sie ohnmächtig zusammen. Die Anrufung des geliebten Abends, die schlaflose Nacht und besonders dieses unerwartete, peinliche Intermezzo war zu viel für das arme Mädchen gemein.

Feldner bemochte kein Wort hervorzubringen und hielt sich die Hand vor die Stirn, wie um sich zu beruhigen, ob die ganze Geschichte nicht doch nur ein netlicher Traum sei, oder ganz, rauhe Wirklichkeit.

Vertbold nahm seine Noth, mehr von dem vermeintlichen Diebe und hatte nur Augen für sein armes, ohnmächtiges Kind, welches sich jedoch bald wieder von der Schwäche erhobte.

Starr vor Staunen sah jetzt der Vater bald sein ätternbes, meinendes Kind, bald den Fremdling an. Beide konnten sich, und zwar ziemlich gut: das hatten ihm die wenigen Worte der Tochter und das Benehmen beider berathen.

Er wußte sich in die Stirn um seine Gedanken zu sammeln, denn die Geschichte kam ihm doch zu wunderbar vor.

Gefallen Sie mit ein kurzes Wort, Herr Vertbold?“ begann jetzt Feldner, der mittlerweile seine ganze Hoffnung und Ruhe wiedergewonnen hatte. „Hier hat ein grausamer Juffel sein tächtliches Spiel getrieben, ich bin nicht als ein Dieb in Ihren Garten geliegen.“

Und nun erzählte Feldner mit treuherzigen Worten die Vorgänge der verfluchten Nacht. Vor allen Dingen er beichtete der junge Mann in zu Herzen gehender Rede, wie er hierher gekommen sei, um sein Glück, sein Geln und sein Alles aus dem Händchen des Herrn Vertbold zu erlösen.

Auch Frau Vertbold war mittlerweile erschienen und hatte ihren künftigen Schwiegervater mit stillen, freundlichen Grüße bewillkommnet.

Eile hatte während der Enthüllungen des Geliebten wie bittend die Hand ihres Vaters ergreifen.

Starr und sprachlos hatte der alte Vertbold dagestanden und bald den Fremden, bald die Tochter angehault. Doch als er den treuherzigen Bericht des jungen Mannes gehört hatte, da konnte er sich eines Sachens nicht erwehren: Die Sache war bei aller Traurigkeit doch zu künftlich — auf diesem Wege mit seinem künftigen Schwiegervater bekannt zu werden!

Herr Vertbold, wenn er auch häufig rasch fühlte und leicht lospolterte, war bei allen seinen Eigenheiten eine gute Seele, die das Herz auf dem rechten Fiede trug.

Freundlich reichte er dem jungen Manne die Rechte und ließ ihn herzlich willkommen.

Was sind noch viele Worte nöthig?

Der Vater hatte wohl herausgehört, auf welche Weise er seiner Tochter eine große Freude, die schönste ihres Lebens, bereiten konnte, er unterdrückte die Hoffnungen, die er inbezug auf den jungen Wächter vom Nachbarberge genährt hatte, und der Abend verflommte eine glückliche Familie zu einem frohlichen, feiteren Verlobungsfeste.

Der glückliche Wüthling, der sich sofort seinen Koffer von der Station abholen ließ, warf sich bald — und das war wahrlich nöthig — in eine angemessene Toilette, und auch Herr Vertbold hatte seine Freunde an dem schändlichen, städtischen Schwiegervater.

In weiteren Sätzen belacht man die unbeschämten Vorgänge der vergangenen Nacht: Die Erinnerung an überfommenen Schmerz soll ja einer der schönsten Genüsse sein.

Herr Vertbold aber hat es nie bereut, einen Feldner zum Schwiegervater erhalten zu haben. Nur konnte er, so oft er später seine Kinder belachte und auf die eigenartige Verlobung zu sprechen kam, nicht unterlassen, mormend zu erklären: „Es war die gerechte Strafe jener Heimlichthener.“

